

Die Nikobaren

Autor(en): **Hesse, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572932>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gläser und flammten nun aus dem stillen Silberfeuer in eine tiefgelbe Goldglut herüber. Dennoch blieben es wunderbar sanfte Sterne. Auch der Himmel war ja so seiden zart, die schwarzen Sibyllenfuppen ringsum so wolligweich, und jetzt, nach neun Uhr, kommt ein Lüftchen daher, ich glaube von der Meerseite, das zwar unsere heißen Köpfe kühlt, aber uns dabei wie mit weichen Vogelfedern liebkost. Und dieser seltsame Wind piff auch nicht und rauschte nicht wie auf einer Schweizeralpe, sondern dudelte so melancholisch wie eine milde Handorgel.

Wir ließen uns am ersten besten platten Platze nieder. Auf zwei Seiten deckten uns die sibyllinischen Grate. Daneben rechts und daneben links tauchten aus nahen ungesehenen Tiefen noch selbständige Bergköpfe auf, fast an unsere Füße. Doch nicht ganz. Es waren keine Zweitausender. Wir aber saßen nun doch so hoch über dem Meer. Sah man es? Weit hinaus nach Westen, wo die Hochburg der Abruzzen in eine umbrische Hügellstadt abdachte und die Täler der Menschen darin wie schwarze Gassen hin- und wiederliefen, kam dann wie vor den Stadttoren eine flache, breit abgeschürfte, dunkle Tiefe, über der nur an den Säumen

sonderbare violette Dämpfe aufkräuselten: die Marmmen und das Adriatische Meer.

Ich schichtete das Reifig auf und rüstete das Feuer. Thieco rupfte das Huhn. Bald schmorte und duftete das Wildbret kostbar in unsere Nasen. Das Fett troff in goldenen Tropfen in das rote Feuerchen und ließ jedesmal seine Zunge einen Augenblick höher lecken. Gar nicht lange, und wir konnten den Braten schon anschneiden. Es war wenig genug, dafür umso köstlicher. Wir tranken kalten Kaffee dazu und knackten Mandelfuchen. Und bei dem holdseligen verrufenen Trunk, der auch den Männern, nicht nur den locker verriegelten Frauen die Zunge weit heller als der loseste Wein löst, und bei dem Kochfeuerchen, das zuerst angefangen hatte, in diese endlose Stille seine ungenierte, kleinkindermäulige Geschwähigkeit zu mischen, da begann es auch uns zwei stumme Gäste dieser Höhe zu prickeln und zu reizen. Thieco grübelte lebendig im Haar, in den Nasenlöchern und wieder im Haar, und wahrhaft, jetzt versuchte er leise halb summend, halb flüternd mit seiner eintönigen Seele sich zu unterhalten. Es klang wie ein Selbstgespräch von außen nach innen und wieder zurück. Seine kleinen silbernen Stumpfzähne glitzerten mächtig ...

(Fortsetzung folgt).

Die Nikobaren.

Skizze von Hermann Hesse, Bern.

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Viele lange Tage hatten wir kein Land gesehen, nichts als ringsum die ewige blauschwarze Scheibe des indischen Ozeans, die silbern und rostig vor dem Bug hinwegfliehenden Scharen der fliegenden Fische und den sonnenglühenden Himmel ohne Dunst, ohne Wolke, und nachts die ungeheure Weite des Sternerraumes, strahlend in sattem Dunkelblau. Dann war Colombo gekommen, weißzischende Brandung und rotes Land dahinter: staubwirbelnde rote Straßen, farbige Häuser, im Sonnenbrand zitternd mit fliehenden Umrissen, schöne schwarzbraune Singhalesen, traurig aus mageren Prinzen- gesichtern und edel-ergebenen Rehagen blickend, weiterhin Palmenüppigkeit, von Vögeln und Schmetterlingen farbig umschwirrt, ferne blaue Gebirge, phantastisch schön und überraschend. Es war wie ein schöner unwahrscheinlicher Traum dagewesen und verschwunden, dieses farbige Ceylon, unwirklich und überrumpelnd, märchenhaft und seltsam in der wilden Farbenfülle seiner grellen Erscheinungen auf das stille Warten und Liegen der unendlichen Seereise hin. Diese heftigen und fast theaterhaften Eindrücke waren plötzlich wieder untergesunken und weg, wir fuhren wieder auf dem unendlichen Meere dahin und hatten keine Wirklichkeit und keine Maßstäbe um uns als die, die wir selber darstellten oder in uns trugen.

Wenn man nicht gerade bei Tische saß oder in abendlicher Geselligkeit beieinander war, lag auf allen Gesichtern eine seltsam bedrückende Gedämpftheit und schwache Traurigkeit, jener Ausdruck von Welke und müder Apathie, den man oft bei Menschen trifft, die sehr viel auf Reisen

sind, vereinigt mit der Mattigkeit und nervösen Anfrische, die den Weißen in den Tropen anhaftet. Still und gesittet lagen sie alle in ihren Deckstühlen, die weißbeschuheten Füße gegen die Keeling gefehrt, die Engländer und Amerikaner mit ihren Frauen, die deutschen Kaufleute und Geologen, die halbfarbigen Damen aus Manila und die paar deutschen und französischen Bräute, die nach Indien, China oder nach den Philippinen fuhren, wo ihre Verlobten auf sie warteten. Alle lagen sie still und beherrscht, und niemand klagte; aber alle Gesichter waren eigentümlich erloschen und unlustig, alle schienen in Erschlaffung oder in tiefer, unfroher Erinnerungen verfunken, nur die paar holländischen und portugiesischen Kinder liefen munter und unangefochten umher. Einige junge Deutsche brachten unter der Führung eines älteren Australienkapitäns den größeren Teil des Tages im Rauchsalon zu, und es war ihre Schuld, daß wir schon vor Singapore kein deutsches Bier mehr an Bord hatten; das beinerne Klappern ihrer Knobelwürfel tönte geheimnisvoll und distret durch die Luken wie das Geräusch eines unbefamten fleißigen Gewerbes. Drüben in der zweiten Klasse, wo man schlechter vor der Sonne geschützt war und enger beieinander hockte, sah man lauter ermüdete, feindselige Gesichter leer und gelangweilt in die ewige Meeresöde starren. Nur wenn der junge Schiffsarzt lachend und freundlich seine Runde machte oder einer der Offiziere mit dem frischen Gesicht und dem etwas ironischen Blick durch die Reihen ging, strahlte für Augenblicke Munterkeit und Interesse auf. Diese Leute vom



Karl Hübner, Küsnacht (Zürich).

Das Rosentor.
Zeichnung.

Schiff waren nicht in den Tropen, sie waren nicht mit ihren Gedanken und Sorgen müßig in der Einöde unterwegs, von einer unbekanntem Maschine langsam um den Erdball gezerrt; sie waren hier zu Hause, sie waren auf ihrem Schiff, und wer zum Schiff gehörte, vom Kapitän bis zum letzten Steward oder Matrosen, in dem atmete norddeutsche, schneidige Sauberkeit und Zucht, für den waren die ferneren dunkeln Küsten und die lauten grellen Hafenstädte Asiens nicht Orte der Hoffnung, der Sorge oder Gefahr, sondern lediglich exotische Schmutzwinkel, deren Berührung ihr reinliches Schiff nur widerwillig duldeten und deren Spuren es bei jeder Ausfahrt eiligst mit Wasser und Lappen hinwegfegte. Wir ändern aber, wir waren nur Passagiere, uns war das Schiff nicht Heimatboden und Arbeitsstätte, uns lockten und bedrohten jene dunkeln Küsten, jene schimmernden Städte, jene fieberbleichen Waldsäume der Inseln. Und wir lagen und warteten, jeder in seine Hoffnungen und Besorgnisse gehüllt und von ihnen isoliert, jeder mit Gedanken, die zwischen der Heimat und den fremden Ländern geteilt waren.

Eines Vormittags lehnte ich an der Reeling, ganz im Banne des melancholischen Genusses der Weite, des ungeheuren leeren Horizontes: nichts als das dunkle freisrunde Meer in seiner grausigen Unendlichkeit, sonst nur die einsame, feindlich heiße Sonne am Himmel und unser einsames Schiff! Da drüben, wohin unser Blick nicht reichte, mochte Indien oder China, Amerika oder Honolulu liegen, es war ohne Bedeutung und unseren Sinnen unerreichbar; unsere Wirklichkeit war einzig die, daß wir wie ein verirrter Weltkörper klein und einsam in vollkommener Einöde eine stille, ungewollte Bahn dahinschwebten.

Da legte mir jemand die Hand auf die Schulter, eine braune, behaarte Hand mit dünnen, zähen Fingern und zwei blanken Goldringen, und der unruhvollste und doch beherrschteste Weltreisende, den ich kenne, lächelte mir zu. Herr Stevenson schob seinen Arm in meinen, zog mich weg und führte mich nach Backbord hinüber, wo schon ein Dutzend Reisender mit dem übertriebenen Interesse gelangweilter Menschen auf Auslug standen.

„Sehen Sie?“ fragte Stevenson und deutete ins Weite, und als ich eine Weile mit Anstrengung ausgeschaut hatte,

sah ich wirklich etwas, sah etwas Unbekanntes, Formloses, Unwesenhaftes, aber etwas, das ohne Zweifel nicht Meer war.

„Land?“ fragte ich überrascht.

„Die Nikobaren,“ nickte er.

Die Nikobaren? Das war ein Klang, der mich plötzlich in die dunkle Klassenstube unserer kleinstädtischen Lateinschule versetzte, wo ich vor drei-, vierundzwanzig Jahren einmal als kleiner Knabe vom Lehrer gescholten worden bin, weil ich den Namen jener höchst uninteressanten Inselgruppe nicht wußte, die nördlich von Sumatra und südlich vom Golf von Pegu als eine Reihe winziger Spritzer auf der Landkarte lag.

Niemals seither hatte ich mich mit diesen verlorenen Inseln beschäftigt, vermutlich nie mehr ihren Namen gehört oder ausgesprochen; wäre das Donnerwetter jenes längst verstorbenen Lehrers nicht gewesen, so wüßte ich ihn heute gar nimmer. So aber sah ich nun plötzlich ein entlegenes, unbekanntes Stückchen fremdster Erde, dessen verwißtes Bild auf der Schulwandkarte ich mir noch vorzustellen vermochte, in zweifelloser Wirklichkeit vor mir liegen, ferne zwar und klein, aber mit allmählich erkennbaren festen Umrissen, Insel an Insel, unten ineinander verfließend, oben in Berge und zarte, steile Gipfel gespalten, und dort wohnten Menschen, vermutlich eine Art Malaien und ein paar Engländer, und wir würden sie vielleicht ein paar Stunden lang sehen können. Also das waren die Nikobaren!

„Sind Sie dort gewesen?“ fragte ich meinen Freund.



Johannes Weber, Zürich.

Ein Busichtspunkt.

„Nein, es gab dort bis jetzt nichts für mich zu tun. Von Rangoon aus, glaube ich, kann man hinüberfahren, es ist noch ziemlich weit; aber das hätte für Sie keinen Sinn, wenn Sie Sumatra und Java noch nicht kennen.“

„Ja,“ sagte ich, „ist es eigentlich nicht etwas Trauriges, so viel zu reisen? Sie waren ja überall, Sie haben mir von Texas und von Borneo erzählt, von Madras und von der Insel Sachalin. Ist das nun nicht im Grunde furchtbar, immer und immer wieder solche Reihen von Tagen auf Schiffen zu liegen und ins Meer zu sehen, neben müden und schlaffen Menschen, zwischen fremden Küsten, immer rund um den Erdball, der einem schließlich klein werden muß?“

„Ja,“ meinte er ruhig und lächelte aus seinen klugen dunkeln Augen halb ironisch, „es ist manchmal langweilig. Aber ich habe ja zu tun, ich habe mehr als zwanzig Petroleumquellen aufgespürt, auch Blei und Zinn habe ich schon gefunden. Was dazwischen liegt, diese Seereisen und Aufenthalte in Häfen, ist natürlich immer dasselbe. Aber wenn ich auf Borneo mit zwanzig, dreißig Kulis eine Expedition antrete oder wenn ich in Südafrika so zehn, vierzehn Tage zu reiten habe, dann hört die Langeweile schon auf. Ich glaube nicht, daß es anderen Menschen viel anders geht als mir. Sie zum Beispiel sind Schriftsteller, haben Sie mir gesagt. Nun, da arbeiten Sie sich also in etwas hinein, was Ihnen wichtig ist, toben sich drin aus, lernen daran, bohren sich hinein und erschöpfen es schließlich; die Arbeit ist fertig, Sie sind ermüdet und leer, vielleicht auch nicht ganz mit sich zufrieden und nicht gleich in der Laune, eine neue Arbeit anzufangen. Dann ist plötzlich das gespannte

Interesse weg, die Welt ist weit und grau, und Sie sitzen da und warten und ruhen und fragen sich, ob das Ganze eigentlich die Mühe lohne, genau so, wie hier die Leute auf dem Schiff. Warten Sie aber einmal bis Penang oder Singapore, da steigen viele aus, die dort Geschäfte haben. Dann sehen Sie diese selben Leute, die hier so traurig herumliegen, gespannt und straff nach Trägern und Ruderkulis ausschauen, malayische Befehle brüllen, Telegramme annehmen und aufgeben und plötzlich wieder wundervoll leben, funktionieren, arbeiten, sorgen und rennen.“

„Das mag sein,“ gab ich zu. „Aber heimatlos sind Sie trotzdem; Sie haben Eltern und Frauen, Kinder und Freunde in London und Amsterdam, und in Singapore haben Sie nur das Kapital liegen, das sich verzinsen muß.“

Stevenson sah mich aus seinen dunkeln, beherrschten Augen an, lächelte schweigend und blickte zu den fernen grauen Inselbergen der Nikobaren hinüber.

„Mein lieber Freund,“ sagte er dann, „Sie haben jetzt jenes verfluchte Gefühl von Nutzlosigkeit und leerem Dahintreiben, das jeder Seereisende einmal erfährt und das manche nie ganz loswerden. Sie sind noch jung, und es scheint Ihnen jetzt so, als sei diese tropische Schiffsmüdigkeit eine Art von spezieller Krankheit. Aber das ist nicht so. Es ist nicht das Meer, was die Menschen hier müde macht, und nicht die Wärme oder das gute Essen, o nein, es ist einfach die Muße und Stille, an die niemand gewöhnt ist, obwohl jedermann sie sich zu wünschen vorgibt. Es ist dasselbe Gefühl, das der Zellengefangene kennen lernt: mit sich selber allein sein, keine Zerstreuung, keine Sorgen haben, sich selber zuzusehen und sich schließlich lächerlich und ärmlich vorzukommen. Zeitweise tut das manchem ganz gut, aber man darf es nicht allzu sehr aufkommen lassen.“

„Es ist doch nicht nur das. Es ist doch auch die Heimatlosigkeit und Vereinsamung.“

Der kluge Mann, der überall und nirgends auf der Erde zu Hause war, zog seine Mühe tiefer in die braune Stirn und sagte, indem er mich voll und schön ansah: „Sie täuschen sich. Es gibt keine Heimat. Sie werden das Gefühl von Entwurzeltsein, das Sie einmal kennen gelernt haben, immer wieder einmal empfinden müssen, auch zu Hause bei Ihren Freunden. Ein Mann ist nur da zu Hause, wo er arbeitet und Wertvolles leistet, einerlei wo, und ohne das fühlt er sich nirgends wohl, auch nicht in seiner Mutter Schoß. Und wo er etwas Gutes leistet, da tut er es um der Sache willen, und wenn er auch vielleicht meint, er tue es für seine Familie oder für seine Nation, so sind das doch nur schöne Einbildungen. Für Familien und Nationen ist weder das Pulver noch die Buchdruckerei erfunden worden. Was wir tun, tun wir für die Menschheit, und unser Volk und unsere Freunde, das sind alle unsere Kollegen auf der ganzen Welt, alle die anderen, die gleich uns arbeiten und Werte fördern. Wenn Sie, wie ich



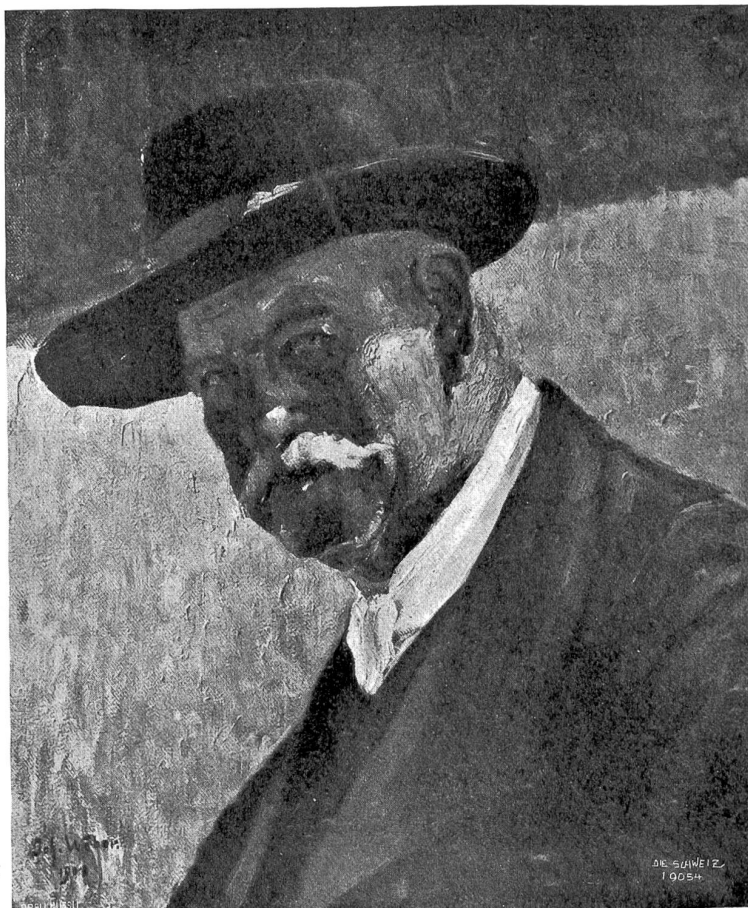
Johannes Weber, Zürich.

Porträtbildnis (1913).

hoffe, ein guter Schriftsteller sind, so sind Ihre Brüder und Freunde alle jene, die irgendwo und irgendwann am selben Werk gearbeitet haben wie Sie, an der Vergeistigung der Menschheit und am Zusammenhalt derjenigen Menschen, denen es damit ernst ist. So lange Sie zu dieser Gemeinschaft gehören und das fühlen, so lange haben Sie Heimat um sich und Freude in sich, und wenn Sie diese Gemeinschaft je verlassen, zeitweise oder für immer, dann sind Sie heimatlos, auch wenn Sie im Parlament Ihrer Nation sitzen. Verzeihen Sie, wenn ich das sage; Sie wollen vermutlich keine Ratschläge von mir haben. Aber ich sehe oder fühle, daß Sie ein strebender Mensch sind, der es gut meint und es sich nicht leicht machen will. Nun, darum schätze ich Sie und denke und hoffe, wir seien Kollegen, wir arbeiten beide in unsern guten und tüchtigen Stunden am selben Werk: Sie helfen Ideen reifen und umsetzen, ich helfe die Materie bewegen und Arbeitsfelder schaffen. Zu Ihrer Arbeit gehört es wohl auch, daß Sie Gefühle pflegen und veredeln helfen. Davon müssen Sie mehr als ich verstehen. Aber sehen Sie: dieses Schiffsheimweh oder wie Sie es nennen wollen, das ist kein Gefühl, von dem man reden sollte; ich glaube, es ist überhaupt kein Gefühl, sondern bloß eine Sentimentalität!"

Er hatte mir nicht viel Neues gesagt, aber die Lektion war im rechten Augenblick gekommen. Ich blickte zu den fernen Inseln hin, deren Namen mir in der Kindheit mein Lehrer eingebläut hatte, und lächelte nun auch, und wenn ich später je und je wieder in die fränke Seefahrerschwermut verfiel, so half der Gedanke an ihn mir wieder heraus.

Stevenson verlieh uns in Penang. Ich sehe



Johannes Weber, Zürich.

Bauernkopf.

ihn noch, wie er vom Schiffe aus seine englischen und malayischen Befehlsworte ans Land rief und dann, den zerbeulten Tropenhelm auf dem schwarzen Kopf, im Galopp mit einem Riksha-Kuli über den sonnengleißenden Hafenplatz in der wimmelnden Chinesenstadt verschwand. Seither habe ich mehrmals von ihm Grüße erhalten, aus allen Teilen der Erde, wiedergesehen aber habe ich ihn bis heute nicht...

Toni Lenk.

Novelle von N. Bergmann, Mollis.

Nachdruck verboten.

III.

Es schien in der Tat, als ob sie das „Anderere“ vergessen hätten. Wenn jemand im Dorfe Toni daran erinnerte, so tat er erstaunt, als wisse er nichts mehr davon, und niemand war imstande zu urteilen, ob dies möglich war. Jedenfalls wollten sie es vergessen. Wo ein Vergnügen war, ein Markt oder ein Tanz, da sah man den Korbflechter und sein junges Weib in den Wirtshäusern. Sie blieb schlank wie ein Mädchen; sie wollte tanzen, und er wollte beim Weine sitzen und spielen und sie bewundert und sich beneidet sehen. Wenn es sich um das Vergnügen handelte, waren sie immer eins. Hatten sie doch die frische Jugend und ein einsames Heim, und die Frau stammte vom „Adler“. Zwischenhinein schaffte er flink und gut, wenn er aufgelegt war; er tat selbst Tagelohnarbeit, wenn die Flechterei

zu wenig abtrug oder wenn er Abwechslung begehrte. Manchmal schlenderte er auch müßig dem Torfgraben entlang, hatte die Augen gesenkt und grüßte kaum, wenn ihm jemand begegnete. Die Erinnerung an die elf Tage, von Unberufenen wach erhalten, kam dann wie ein Schatten über ihn und quälte ihn mit ihrem unheimlichen Rätsel. Was war es gewesen, was? Wie und warum war es gekommen? Wird es wieder kommen? Gab es noch andere, die von so etwas wußten, oder hat es nur ihn überfallen? War die Ursache in ihm selber oder hatte sich irgend eine äußere, unsichtbare Gewalt seiner bemächtigt? Er suchte rastlos in seinem Hirn, wie der Moment gewesen war, von dem Agathe sagte, daß er das Werkzeug hingeworfen hätte, und wie die Tage nachher. Aber alles blieb ausgelöscht. Und